

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1905

60 (11.3.1905) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 10

Dreißig Prozent.

Erzählung von Margesa Colombi.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Professor Messandro de Peruta hatte soeben die Geschichtsstunde beendet, die er jeden Morgen in der dritten Klasse der ersten königlichen Lehrerschule zu Neapel erteilte. Alfonso Baraccaracciolo, die aufstrebende Lehrerin, eine blasse, schweigsame, bleichsichtige Person, hatte ihn durch den langen Vortag, der sich am Garten hingezogen, bis zu dem großen schlafenden Vortag mit dem eigenen Vortag und dem breiten schwarzen Tisch geleitet, wo sie sich leise verabschiedete, indem sie ihre mattblauen Haare mit den dünnen Fingern ihrer magern Hand glättete. Am Tische stand die gekämmte chaotische Gestalt des Professors, den die Köche mit dem gelblichen Gesicht des Einkehrbrotts beugte, und trug langsam seine Unterrichtsstunde ein, während Barbarella, die Aufseherin, an ihrem Strumpf zu stricken fortfuhr. Aber während er die fleckige Unterseite seiner dünnen, abgegriffenen Hand mit dem roten Fächerpapier trocknete, trat die Arbeitslehrerin Clorinda Fajulo ein, ein großes, blasses, lustiges Frauengesicht mit hellen roten, glänzenden Haaren und einem so enganeliegenden Wollkleid, das es schien, als müsse es jeden Augenblick, bei jeder Bewegung der vollen Schultern und der runden fleischigen Arme klappen.

„Guten Tag, guten Tag, Herr Professor,“ redete sie ihn heiter an, „können Sie sich einen Augenblick aufhalten?“

„Mit Vergnügen,“ antwortete der kleine arme Mann, indem er ehrerbietig und bewundernd zu der starken dicken Frau aufblickte.

„Sie können mir einen Dienst erweisen. Kennen Sie das Bankhaus Russo-Scilla?“

„Nein,“ entgegnete er mit flüchtigem Lächeln, „ich kenne weder dieses, noch irgend ein Bankhaus.“

„Das hat nichts zu sagen, hier habe ich die Adresse. Ich glaube, es liegt sogar auf Ihrem Wege. Kurz, wenn es Sie nicht belästigt, könnten Sie diese hundertprozentige Lire auf die Bank tragen; dreihundert Lire im Namen meiner Schwester Elisabetta Fajulo und vierhundert für Clorinda Fajulo.“

„Ist es eine Sparkassenbank? Soll ich mir ein Sparkassenbuch geben lassen oder zwei?“

„Nein, Herr Professor, Margherita Lombardi, die vor zwei Monaten hundertprozentige Lire dort deponierte, hat nur einen einfachen Scheck, mit dem Stempel der Bank und fünf oder sechs Unterschriften versehen, erhalten. Ebenso meine Wirtschaftlerin Teresina Farnese und Filomena Scognamiglio, die Lehrerin bei den Kleinen. Also nichts weiter als einen Scheck.“

„Aber wie kann er so fabelhafte Zinsen geben?“

„Clorinda Fajulo schmeig einen Augenblick und sagte dann, nachdem sie sich vorsichtig umgesehen hatte, dem Professor Messandro de Peruta beinahe ins Ohr: „Russo-Scilla steht mit Rothschild in Verbindung; das Geld kommt von Rothschild.“

„Ah!“ erwiderte der Professor tief aufatmend. Demnach machte er in keinem strengen Rechtschaffenheitsgefühl noch einen letzten Versuch, den Auftrag abzulehnen.

„Warum bringen Sie das Geld nicht selbst auf die Bank, Signorina Fajulo?“

„Weil wir nur des Sonntags ausgehen, und die Bank dann geschlossen ist. Es tut mir selbst leid, es muß immer ein massenhafter Andrang dort sein; natürlich! Wer wird sich eine solche Gelegenheit auch antun lassen? Wir haben unsere Ersparnisse von zwei Jahren hingetragen. Sie werden begreifen, daß mit den dreißig und vierzig Lire, die meine Schwester und ich monatlich verdienen, nicht gar viel zu ersparen ist; wie sollten wir da unser Geld nicht bei Russo-Scilla anlegen?“

„Ich stehe Ihnen zu Diensten, wenn es mir gleich lieber gewesen wäre, Sie hätten Ihr Geld selbst deponiert. Sie könnten es dennoch bereuen, irgend ein Unglücksfall.“

„Ich stehe zu Ihren Diensten,“ wiederholte er, während er seine wollenen Handschuhe anzog, da er sich um jeden Preis Freunde im Institute erwerben wollte. Dessenungeachtet fühlte der Professor de Peruta, sobald die große eichene Türe, die Barbarella, die Aufseherin, ihm, ganz in Gedanken versunken, geöffnet hatte, hinter ihm zugefallen war, das Geld, das er von Clorinda Fajulo übernommen, quatsch auf sich lasten. Wann war es dem armen

Professor je begegnet, hiebenhundert Lire bei sich zu haben! So viel hatte er nie besessen, noch jemals mit sich herumgetragen. War er doch nur ein arbeitsloser Geschichtslehrer, der als außerordentlicher Professor ohne dauernde Anstellung mit seinem Schulunterricht und ein paar Privatstunden am Ende des Monats mit Mühe und Not hundertundsechzig Lire zusammenbrachte, von denen er sich selbst in der Stadt und seine Mutter und Schwester in Giffoni Vallepiana im Cilento erhalten mußte. Noch niemals hatte er hiebenhundert Lire beisammen gesehen, der trüb-selige Professor, der ein elend möbliertes Zimmer in der Via Concordia, im Palazzo Caracciolo, bewohnte, der zugleich auf dem Corso Vittorio Emanuele mündete und wo sich Arm und Reich wie an einem ungeheuren Sammelort zusammenfanden. Und während er den weiten Weg zu Fuß zurücklegte, um die drei Soldi für den Omnibus zu ersparen, betastete er alle Augenblicke die Tasche seines Ueberrocks, wo eine große geriffelte Brieftasche von schwarzem abgenutztem Leder die hiebenhundert Lire der Schwester Fajulo barg.

Wie, wenn er sie verlor, oder wenn sie ihm gestohlen würden! Der bloße Gedanke daran machte ihn erbleichen oder ließ vielmehr sein dreißigjähriges Pergamentgesicht noch gelber als gewöhnlich erscheinen. Am liebsten hätte er sich gerademal nach dem Bankhaus begeben, um das Geld, das ihn förmlich verängstigte, loszuwerden, aber es war nicht mehr Zeit, bis zum Palazzo Fajulo zu gelangen, wo sich das große Bankgeschäft von Russo-Scilla befand, wo sich das große Bankgeschäft von Russo-Scilla befand, er mußte zuvor den Schillerinnen des zweiten Jahres in der Normalsschule in Via del Gesù seinen Unterricht erteilen. So ließ er denn in fortwährender Angst, das Geld zu verlieren, seine Hand mechanisch auf der verhängnisvollen Notfahne ruhen, auch während er beim Schulbuchhändler Gambardella in Via Trinita Maggiore eintrat, wo er, wie schon oft, einen Band des Geschichtswerkes von Muratori entlehnte. Der Buchhändler hörte, während er Sprachlehren von Scavia zu kleinen Paketen zusammenordnete, einem großen blonden, mit einer gewissen Eleganz gekleideten jungen Manne zu.

„Setz gehe ich fünftausend Lire von Don Antonio auf die Bank tragen,“ sagte dieser, indem er den Namen eines berühmten Arztes hinzufügte.

„Don Antonio kann das und noch mehr auf der Bank anlegen.“

„Ich bin ein kleines altes Mägdchen, ein Pensionierter des ehemaligen bourbonischen Finanzministeriums, hören, das täglich zwei oder drei Stunden schweigsam und regungslos in der Buchhandlung von Filippo Gambardella zubrachte und nur jede halbe Stunde einen Satz sprach.“

„Und Sie wollen nichts anlegen, Don Filippo?“ fragte der junge Mann einsehend.

„Ich verkaufe meine Bücher,“ antwortete jener mit nicht allzufröhlicher Stimme.

„Ich wette, Sie entschließen sich morgen doch dazu,“ sagte Gaetanino Starace. „Soll ich morgen wiederkommen?“

„Warum nicht gar! Sind Sie etwa auch Bankier?“ entgegnete Filippo Gambardella.

„Nein, aber ich bin mit Russo-Scilla befreundet,“ erwiderte jener mit ausgeglichener Höflichkeit. „Nebrigens erweise ich damit ja lediglich Ihnen einen Gefallen, und nicht ihm.“

„Natürlich, versteht sich!“ brummte der Pensionierte, indem er eine Prife Lakat nahm. „Zwölf Prozent ist eine schöne Sache.“

„Zu schön,“ murmelte Don Filippo, noch immer zögernd.

„Sie können es ruhig wagen. Sie setzen wirklich nichts auf Spiel!“ rief der junge Mann heiter, „es ist englisches Geld, es kommt alles aus England.“

„Wollen Sie mir den Muratori geben?“ fragte jetzt de Peruta, von dieser zweiten Lesart, die seinen ganzen Verstand auf neue wahrer, betroffen und beunruhigt.

„Nur einen Augenblick Geduld, ich werde Sie gleich bedienen,“ antwortete Don Filippo Gambardella, während sich Gaetanino Starace lachend und mit dem Verprechen, am folgenden Tage wiederzukommen, verabschiedete.

„Werden Sie etwas bei Russo-Scilla anlegen?“ fragte der Professor, indes der Buchhändler den Band Muratori hervorholte.

„Wer weiß!“ erwiderte dieser, von der Leiter herabsteigend. „Wiel-eicht werde ich eine Kleinigkeit dort deponieren.“

„Scheint es Ihnen nicht gewagt?“

„Auch beim Lotto wagt man, und doch unterfällt es der Staat, und alle Welt spielt,“ bemerkte der Pensionierte. „Ja, wollte nur, ich hätte Geld!“

„Nebrigens sind es ja englische Spekulationen,“ murmelte der Buchhändler; „diese Engländer machen Geld wie Honig.“

„Wirklich? Man hat mir von Rothschild gesprochen,“ bemerkte der Professor de Peruta, noch immer zweifelnd.

„Von Rothschild? Nun, um so besser, dann fahren wir sicher. Sie sehen, daß Russo-Scilla sein Geschäft versteht.“

Der Professor verließ den Laden, ohne überzeugt zu sein, indes der kleine Pensionierte darüber nachsann, wie sonderbar es sei, daß man ihnen nur eine Rente und kein Kapital auszahle; befähe er jetzt das Kapital seiner Pension, so könnte er mit Russo-Scillas Hilfe reich werden. Langsam kletterte der Professor de Peruta an jenem Novembertage die steilsten, dümmsten Treppen der Normalsschule hinauf. Zu der trankhaft

Das Kind als König. Alfred Bruneau, der Freund Solas und Komponist des Messidor, Der Sturm auf die Mühle, hat eine neue Oper vollendet: L'enfant roi (Das Kind als König), die in Paris mit förmlichem Beifall in Szene ging. L'enfant roi ist sichtbar unter Charpentiers Einflüssen entstanden und greift wie dessen Luise ganz in die realistische Sphäre des alltäglichen Pariser Arbeiterlebens, die es ohne jede Färbung, ohne jeden lyrischen Symbolismus durchführt. Die Oper, deren Handlung von Solas stammt, spielt in einer Wälder. Sie hat trotz aller pathetischen Mäße in die französische Imitation des Wagner-Dramas einen vollstimmigen Anstrich. Die Musik ist selbständiger und bedeutender wie in Bruneaus früheren Opern. Wesentlich zum Erfolg trug das Bild im 3. Akt: der Laufzug über den Pariser Blumenmarkt, bei-

Gorkis Zukunftspläne. Gorki ist wirklich frei. Einem Mitarbeiter des „Daily Chronicle“ hat Gorki in Nizza zunächst seine Befriedigung ausgeprochen, endlich frei zu sein, und ihm dann u. a. folgendes erzählt: Ich möchte nach der Krüm und dort ruhen, sobald es mir geht. Ritzartig werde ich nichts arbeiten. In der Zeitung vollendete ich mein neues Stück: Die Kinder der Sonne. Die Polizei konfiszierte das Manuskript. Die Idee des Stückes ist, die tiefe Kluft zwischen der gebildeten russischen Gesellschaft und dem armen Volke zu zeigen. In einem Hause lebt ein Mann der Wissenschaft, der mit dem recht nutzlosen Werte beschäftigt ist, einen Kommissarius zu fabrizieren. Mit ihm zusammen lebt ein Künstler, der verüßt, ein großes Bild zu malen: diese nenne ich die Kinder der Sonne. Unter ihnen in demselben Hause wohnen Arbeiter, halb Wilde, ungebildete Menschen, die schwere Arbeit leisten müssen. Mein Stück zeigt die Streitigkeiten und Mißverständnisse zwischen diesen beiden Arten von Hausbewohnern. Die Idee aber ist die, daß halb Rußland reich und gebildet, die andere Hälfte in Barbarei versunken und daß dabei kein wahres Bild möglich ist. Gorki dementierte die Mitteilung, er habe die Autorität des Jaren für abgelehnt erklärt. Seine Worte, die er nach dem blutigen Sonntag gebraucht, lauteten: „Sie haben nicht nur Menschen, sondern auch das Prestige der Autokratie getötet“. Gorki ist der Überzeugung, daß Rußland am Vorabend der Gründung einer neuen großen Schule demokratischer Literatur steht. Er erklärte zum Schluß: „Mein großer Schmerz ist, daß ich keine fremden Sprachen lesen kann. Ich hatte keine Zeit zum Lernen“. Inzwischen ist Gorki mit seiner Frau nach dem Kurort Biberlingshof bei Nizza abgereist. Die Gesundheit des Dichters ist viel besser.

Zules Thomas. Im Alter von 80 Jahren starb am Mittwoch in Paris der Bildhauer Jules Thomas, Mitglied des „Institut“ und Professor an der Pariser Kunstakademie. Er war einer jener tüchtigen, formstarken, aber kaum eigenpersönlichen Künstler, an denen Frankreich dank einer ausgezeichneten Lehrtradition so reich geworden ist. Er zählte übrigens selbst zu den besten Lehrern an der Akademie. Sein Lebensgang verließ so einfach wie seine künstlerische Entwicklung. Als geborener Pariser trat er ganz jung in die Akademie ein, verließ sie mit einem Kompreis, der ihn vier Jahre in Rom verbringen ließ, und fand dann eine ununterbrochene Reihe von Aufträgen, wie sie den Prix de Rome nie ausbleiben. Er modellierte zahlreiche Büsten, darunter Lucien Bonaparte und Mademoiselle Mars. Untern Kaiserreich fehlte er nie, wenn es galt, für die großen Bauten dekorative Allegorien auszuführen. An der großen Oper sind die „Musik“ und das „Drama“ von ihm, am Louvre die „Industrie“ und die „Kraft“, ferner die „Stadt Frankfurt“, die neben andern Städte-Allegorien auf der Fassade des Pariser Nordbahnhofes thronen. Auf dem Friedhof von Baden-Baden steht ebenfalls ein Werk von Thomas, das Grabmal des Fürsten und der Fürstin Sturzga.

Technik. Wasser- und Luftaufnahme der Lokomotiven beim Schnellbetrieb. Zur Verbindung der großen Verkehrsmittelwerke werden immer mehr Flüge mit großer Geschwindigkeit verlangt. Um diese zu erreichen, ist es nötig, möglichst lange Strecken ohne Aufenthalt zu durchfahren. Nun kann eine Lokomotive aber nur eine bestimmte Wassermenge im Tender mitführen. Nach dessen Verbrauch ist eine Neufüllung oder Auswechslung der Lokomotive erforderlich. Beides ist mit Aufenthalt verbunden. Die englischen Bahnen, welche schon immer einen scharfen Wettstreit zur Erreichung der kürzesten Fahrzeiten zwischen den durch mehrere Linien verbundenen Hauptstädten, besonders zwischen London und Edinburgh führten, haben schon längst von einer aus diesem Wettstreit entstandenen Erfindung des Engländers Ramsbottom Gebrauch gemacht, welche darin besteht, daß auf dem Bahnrumpf zwischen den Schienen lange Wassertröge angelegt sind. Sobald diese vom Zuge erreicht sind, senkt sich ein nach vorn gekrümmtes Rohr vom Tender in das Wasser. Durch den Druck, welchen die Zuggeschwindigkeit ausübt, wird das Wasser durch das Rohr emporgehoben und geht die Füllung des Tenders ausenthaltlos und schnell von statten. Diese Einrichtung ist auch auf mehreren amerikanischen Bahnen getroffen worden, und neuerdings gehen die Franzosen auf der Strecke Paris-Calais ebenfalls damit vor. Es dürfte nur noch eine Frage der Zeit sein, bis auch auf einzelnen deutschen Strecken die praktische Neuerung zur Einführung gelangt.

Eine neue Erfindung Marconis. Man schreibt der „Wiener Arbeiterzeitung“ aus London: Am Freitag hielt hier Marconi in der Royal Institution einen Vortrag über neuere Fortschritte in der drahtlosen Telegraphie. Er gab zuerst einen Abriss der Geschichte der drahtlosen Telegraphie, die vor zehn Jahren mit seinen Experimenten begann. 1903 gelang es zum erstenmale, Nachrichten von Amerika nach England zu telegraphieren, doch gab es noch große Schwierigkeiten und es stellte sich heraus, daß das Sonnenlicht hindernd auf die elektrischen Wellen wirkte. Fünf Worte konnten in der Dunkelheit in derselben Zeit depeeschert werden, die im Sonnenchein für drei Worte notwendig

mar. Marconis neueste Erfindung, welche, wie er sagte, bei diesem Vortrag zum erstenmale vorgeführt wurde, verleiht nun der drahtlosen Telegraphie eine nie geträumte Geschwindigkeit. Bei den bisherigen Systemen drahtloser Telegraphie hängt die Aufnahme der Meldungen von einem ungemein zarten Mechanismus, dem sogenannten Kohärer, ab. Diesen Apparat will Marconi nun durch einen magnetischen Aufnehmer ersetzen, der die Wellen empfängt, ein elektrisches Relais in Gang setzt und durch dieses einen genöthigen Wheatstone-Telegraphenapparat betätigt. Der Erfinder führte seinen Apparat im Betriebe vor und erklärte, er sei dessen absolut gewiß, daß drahtlose Telegraphie England mit Amerika und den Kolonien, und zwar mit dem geringsten Kosten verbunden werde, daß sie die Massen werden benutzen können. Vielleicht werden wir eines Tages drahtlose Meldungen an unsere Antipoden senden.

Astronomie.

Ein Weltenbummler. Der „Frei. Bl.“ wird geschrieben: Vor nahezu Jahresfrist, am 21. März 1904, tauchte am abendlichen Himmel im Osten ein Meteor auf, das durch seinen blendenden Glanz und die stetige Ruhe, mit der es seine Bahn zog, aller Augen auf sich lenkte, bis es schließlich unter einer großartigen Lichtentwicklung geriet. Die damals gesammelten Beobachtungen haben nun ergeben, daß der Ort, über dem es zerbrach, unweit Sedan liegt. Der Himmelskörper, der in so greifbarer Nähe dahinzuschweben schien, befand sich in der respektablen Höhe von 70 Kilometer; als er zu leuchten begann, stand er 100 Kilometer hoch über Ellwangen in Württemberg; er kreuzte Württemberg, Baden, die Pfalz und das südliche Preußen, flog bis zu einer Höhe von 65 Kilometer herab und vollendete den 400 Kilometer langen Weg in nicht ganz 10 Sekunden. Als kosmische Wahn ergibt sich eine allerdings nicht ganz sichere Hyperbel; das Meteor entpuppte sich also im wahren Sinne des Wortes als „Weltenbummler“, als ein Votum aus der Unendlichkeit, und eigentümlich berührt der Gedanke, daß mit ihm vielleicht der letzte Zeuge einer gewaltigen Katastrophe, die in unfaßbaren Entfernungen sich abspielte, zu Grunde ging.

Statistisches.

Die Zahl der Deutschen in Rußland wird von Johannes Gemrich in der Deutschen Monatschrift für das gesamte Leben der Gegenwart nach amtlichen Mitteilungen über die letzte Volkszählung auf mehr als 2 Millionen angegeben. Obenan steht Polen mit 1,200,000 Deutschen; Lohz hat 110,000, 35 Prozent der Bevölkerung, Warschau nur 15,000. In den baltischen Provinzen leben 300,000 Deutsche; Niga zählt allein 102,000 unter 175,000 Einwohnern. Petersburg hat 60,000 Deutsche. Die Wolga-Deutschen im Gouvernement Samara werden auf 200,000 angegeben. In Südrußland sind etwa 400,000 Deutsche angesiedelt; nach anderer Schätzung sollen es sogar 700,000 sein. Auf Odesa kommen 120,00 Deutsche.

Splinter.

Wenn Unglück dich und Schuld, zwei schwarze Kasse,
In ihren Mähnen durch das Leben schleifen,
Durch Berg und Thal, im Schmutz der Gassen, Gasse,
Du löst dich nimmermehr aus ihren Schwestern,
Sie reißen dich, o ausgelassene Kasse,
Dahin in deines Blutes Purpurstreifen,
Und hintereinander noch schwirren die Geschosse
Der lieben Menschen: Lachen, Spott und Meinen.

Deleeb v. Liliencron.

Wenn es einen Glauben gibt, der Berge versetzen kann, so ist es der Glaube an die eigene Kraft.

Ebner-Eschenbach.

Wer zum Menschen geboren wurde, soll und kann nichts Edleres, Größeres und Besseres sein, als ein Mensch — und wohl ihm, wenn er weder mehr noch weniger sein will.

Wieland.

Zur Freiheit führt eine Strafe: Verhöhnung alles dessen, was nicht unter ist.

Epiktet.

Humoristisches.

Sonderbarer Gegenbeweis. Freundin: „Also Ihr führt eine glückliche Ehe? Dein Mann behauptet allerdings das Gegenteil!“ Junge Frau: „Ach, der hat nichts zu behaupten!“

Zimmer gründlich. Bekannter: „Wie kommt Sie denn dazu, ein so umfangreiches Werk über Mitteldeutschland zu schreiben?“ Professor: „Ach, ich wollte meiner Frau eine kleine Rundreise zusammenstellen, und da ist eben das daraus geworden!“

Probates Mittel. „Wie hast Du denn Deinem Manne das Schnupfen abgewöhnt?“ „Ganz einfach; ich habe eine Zeitlang mitgeschmupft.“

(Meggendorfer Blätter.)

Nachdruckerei und Verlag des „Volksfreund“, Ged. u. C., Karlsruhe i. B.

nerbösen Gemütsstimmung, wie sie verwichenen Menschen eigen ist, schien es ihm, als lasse die schwarze Priesterhaube mit den siebenbürtigen Kreuzzugkreuzen auf seiner Brust. Sicherlich konnte heute die Gesellschaft nicht anders als schlecht ausfallen, trotzdem er als arbeitsamer, gewissenhafter Lehrer sein nur allmählig beiseite gelassen und nicht ernst nahm. Im Direktionszimmer, das gleich den anderen Sälen dunkel, feucht und staubbedeckt aussah, erblickte er den Litteraturlehrer, einen kleinen, dünnen, unwohligen Geistlichen aus Bari, der sich lebhaft mit dem Direktor, einem mageren, unmäßig langen piemontesischen Priester unterhielt. War es Einbildung, oder hatte er auch dort den Namen Scilla, den gefahrvollen Namen einer verhängnisvollen Klippe, klapeln hören? Grübelnd schritt er vorüber, ohne sich aufzuhalten, denn er mußte, daß man ihn weder suchte, noch liebte. War es eine Wahrnehmung, oder kam ihm derselbe Name auch in den Leise geflüsterten, heimlichen Gesprächen seiner zersplitterten Schülerinnen vor, die nicht auf den Litterarier horchten? Stand er wirklich auf den kleinen Seiten, die von Vant zu Vant gingen und lächelnd oder mit unterdrücktem Lächeln gelesen wurden? Waren selbst diese Mädchen von Dingen, die das Bankhaus Russo-Scilla betrafen, erregt? Da es Stadtschülerinnen waren, die um acht Uhr morgens von Hause kamen, konnte es wohl sein, daß einige von ihnen entweder in ihren Familien, oder unterwegs, oder auch bei ihren Besuchen davon hatten reden hören. Umsonst hat er bald höflich, bald ärgerlich, mit jener den Kranken und Unglücklichen eigenen Reizbarkeit um Nähe; die Mädchen waren in ihrer Schwermut nicht zu kühnig, und im Grunde fürchteten sie ihn nicht, denn er war trotz seiner nervösen Gereiztheit gut wie ein Kind und viel zu schüchtern, zu schwach und kränklich, um den derben Kindern des Volks Achtung abzugewinnen. Er aber konnte kaum das Ende der Stunde erwarten, um die Schule zu verlassen und nicht mehr von dieser Vant reden zu hören, deren finanzielle Kühnheit und zweideutige Abenteuerlichkeit die strenge Rechtlichkeit seines Gewissens, das sich noch niemals etwas hatte zu schulden kommen lassen, beunruhigte. Wie glücklich war er, als es endlich elf Uhr schlug, als sich die Mädchen, sobald die Lehrerin aufstehen sah, geräuschvoll erhoben und, ohne sich diesen Vorwand zum Vorne entgehen zu lassen, im Chorus riefen: „Guten Tag, Herr Professor! Guten Tag, Herr Professor!“

(Fortsetzung folgt.)

Hus dem Süden.

Schilderungen und sozialpolitische Betrachtungen von Georg Monig, Offenburg.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Außer dem Handelsverkehr am Hafen des adriatischen Meeres hat Venedig noch Großindustrie in Glas, Seide, Spitzen und Moiré. Die Moiréarbeiten in Schmutz und an Wästen sind heute wieder in Schwung und Mode. Die meisten Moiréfabriken im Quarni und Leuzen der Markuskirche sind jetzt nach Jahrhunderten stets von wunderbarer Wirkung und vorbildlich. Was die Glasindustrie betrifft, sei mit einem einzigen Wankstich erwähnt. In der Ausstellung steht, befindet sich unter andern tausenden Gegenständen eine Schlagschmelzeinrichtung. Die beiden Werkstätten mit Baldachin, die Schränke, Tische, Sofas, Stühle, Kommoden, Küstern etc., alles ohne jede Holzverwendung, in kunstvoller Verzierung aus venetianischem Glas hergestellt. Preis 26000 Krks. Das Raubermärchen vom Neopalast ist hier verwirklicht. Die Verfertiger dieser Luxusachen, die Arbeiter an Schmelzöfen, auf den Schiffen, in den Moiré- und Seidenfabriken, die Arbeiterinnen der Gewebe und Spitzen, sie alle haben wenig Teil an dem Gewinn, den der Verkehr und Verkauf der Sachen bringt. Es fehlt noch sehr an der Erkenntnis des Segens der Organisation, des Zusammenschlusses. Die simple Bedürfnislosigkeit des schaffenden italienischen Volkes an Nahrung, Kleidung, Wohnung und Ausbildung ist die Hauptursache seiner Anechtung und Ausbeutung. Gerade in Venedig sind wieder Löhne bei langer Arbeitszeit noch sehr im Schwung. Arbeiterlöhne sind dort mit der Lupe zu suchen. Einen Gewinn, den nur Venedig bietet, sparen wir uns auf den letzten Abend; es ist die abendliche Serenade auf dem Canal grande, der 3 Kilometer lang, 70 Meter breit und 5 Meter tief ist. Tausende von Gondeln und kleine Dampfer beleben beim herrlichsten Vollmondsein den Kanal. Die alten historischen Marmorpaläste an beiden Ufern, deren reiche Steinhauearbeit wie Jaspis erscheint, ergänzen das entzückende malerische Bild. Etwa drei Dampfer ankern in größeren Abständen und sind, wie auch die vielen Gondeln, mit Ballons beleuchtet. Musik und geschulte Sänger und Sängerinnen wetteifern in Vorträgen italienischer Lieder. Eine venetianische Nacht im Original. Die Kreuzung war schmerzlich. Ade Venedig! Zurück gehts wieder durch die lombardische Ebene nach Mailand.

Mailand ist wohl die größte Stadt Italiens, zählt gegen 400 000 Einwohner, macht aber ganz den Eindruck eines deutschen Ortes. In der Tat haben auch viele tausend Deutsche ihr Domizil in Mailand. Großer Fremdenverkehr und zahlreiche Fabriken für Seide, Baumwolle, Möbel usw. geben der Stadt einbringendes geschäftliches Leben. Auf sozialpolitischem Gebiet finden sich mehrere modern eingerichtete Krankenhäuser, Volkshäuser, Volksschulen; öffentliche Lesezimmer habe ich nicht gefunden. Die Arbeitslöhne seien etwas besser als an allen übrigen italienischen Plätzen. Die hervorragendste Sehenswürdigkeit bildet u. a. die Galerie Viktor Emanuels, ein gewaltiger Bau mit gewölbtem Glasdach. In den 30 Meter breiten Wandelgängen sind Tugende der prachtvollsten Kaufhäuser aller Völker mit reich ausgestatteten Schaufenstern. Vor allem ist es aber der Dom, in gottlichem Stil, der die Bewunderung erregt. Er fast 40 000 Menschen, ist ganz aus weißem Marmor

erbaut und wird aus den Mitteln eines speziellen Fonds alle zehn Jahre gewaschen, eine Fleckenarbeit. Im Jahre 1886 begann die Bauzeit und ist erst 1895 vollendet worden, obwohl heute noch immer Neuerungen vorgenommen werden. Die Dachfläche hier 2000 überlebensgroße Marmorplatten und mehr als 100 kleinere und größere Türmchen. Eine Verriegelung gibt erst ein komplettes Bild dieses erhabenen Kunstwerkes. Das Innere hat ansehnliche und neuere Marmormosaik, im Souterrain ist das mit reinem Gold und zahlreichen Edelsteinen geschmückte Grabmal des hl. Verroneo. Der Dom in seiner weißen Marmorfärbung, vom Nordostein beleuchtet, ist von stimmungsvoller Wirkung. Gemälde- und Skulpturen-Galerien sind in beachtenswerter Weise vorhanden; die Bildhauerkunst Mailands zeigt sich hervorragend auf dem Friedhof, wo zahlreich, viele Tausende kostende Marmor-Grabdenkmäler edelster Kunst vorhanden sind. In dem daselbst befindlichen Krematorium konnten wir gerade der Verbrennung der Leiche eines jungen Deutschen anwohnen. Durchaus nicht abschreckend wirkt der Anblick. Der Prozeß dauert 50 Minuten und ist die Verbrennung nicht teurer als ein Begräbnis. Für Unbemittelte oder auf Ansuchen wird von der Rare Umgang genommen. Es ist unbegründet und unrecht, daß die Kirche so fanatisch gegen diese hygienisch wichtige und reinliche Methode eifert. Die Verwirklichung des ersten Verwesungsprozesses beim Begräbnis müßte jeden Denker, auch den römischen, zur Feuerbestattung belehren. Um noch eine freundlichere Erinnerung an Mailand mitzunehmen, bestiegen wir den in den Anlagen aufgestellten öffentlichen Aussichtsturm Steigler; der Ersteller ist von Offenburg.

Dann ging's ab in das südliche Genua. Trotz dem blauen Himmel wäre uns etwas mehr Wärme endlich willkommen gewesen. Von grünen Bäumen oder blühenden Gehsträuchern haben wir bis jetzt Mitte April noch nichts gesehen, ja unsere Gähre aber karagierte Reisefolgein lagte mehrfach beim Kondukteur über „fussai caldo“. Zum Glück heißt caldo mehrfach warm, und verständnisvoll brachte er bei der nächsten Station frische heiße Darmwasserbehälter, welche in Italien in zweiter Klasse noch in Mode sind.

Die fetter durchfahrene hügelige Gegend nimmt kurz vor Genua Hochgebirgscharakter an. Nach Passieren von etwa 25 Tunneln erscheint die Stadt Genua terrassenförmig, wie all die südlichen Hafenstädte, am Gestade aufgebaut. Gut restauriert erfahren wir durch einen Gang in das Häusergewirr der Altstadt, daß Genua gegen 200 000 Einwohner hat. Sie eines Erzbischofs und einer Universität ist. Die meisten Gassen sind nur wenige Meter breit, an den 8-Höckigen Häusern hängen hoch oben quer über die Gasse allerlei Wäschestücke. Diese Wäschebelegung ist auch an den Fenstern und Dächern der feinsten Villen zu beobachten. In Genua ist eigentlich erst italienischer Charakter in die Augen fällt, besonders auch dadurch, daß man Paläste wie Hütten sehen kann, die völlig dem Verfall entgegengehen. Der konservative Stillsitzer repariert nicht gern, eher baut er wieder neu. Genua hat aber nicht nur alte Gassen, die neueren Straßen, z. B. Via Balbi, Via Garibaldi, haben eine Breite von 35 Meter, schöne Asphalttrottoire, elegante Schaufenster, elektrisches Licht, Tramway, sind überhaupt jeder Weltstadt ebenbürtig. Nur die scharfen Steigungen aller Straßen außer dem Quai sind etwas beschwerlich. — Genua übertrug, dennoch sehr geschäftig, finden wir die öffentliche Anlage, Villetta Dinegro gegeben. Hier sind wir erst in dem Italien, wie man es sich im kalten Norden vorstellt: Große Palmbäume, Zypressen, Zitronen, Pfeffer, Kampfer, ja sogar hohe Magnoliabäume, alles grün und blühend, ein Eldorado an Schönheit und nie gesehener Pracht. Unter uns das ganze Vorgebirge mit einem Häuflein maulerisch überfärbt; dann der Golf von Genua mit seinen Segel- und Dampfgeschiffen, im weiten Blick das unübersehbar mitteländische Meer. Noch lohnender ist der Ausblick vom hochgelegenen Port des Fürsten Pallavicini in Begli. Ein Besuch des Friedhofs zeigt, daß er an kunstreichen Grabdenkmälern, wozon einzelne bis 180 000 Krks. gekostet haben sollen, Mailand, ja wohl alle Friedhöfe der Welt übertrifft. Im südlichen Italien werden nur die Armen in den Boden des Friedhofs ungleichen der die Rare zahlen kann, kommt in die den Friedhof umliegenden Wandelhallen. In den Wänden werden die Leichen, fünf übereinander, jeder in eine Nische gelegt und mit einer Zementplatte eingemauert. Welche Leute erwerben eine große Wandfläche, und dieser angepaßt kommen die Denkmäler zu stehen.

Die Kirchen in Genua sind, wie in allen italienischen Städten, verschwenderisch, zum Teil im Werte vieler Millionen, mit Gold- und Silberwerk ausgestattet. Das betrieblöse hierbei ist, daß die ärmsten Hausarbeiter, die in den stämmigen Säulenstüben für 5 Centesimi Meeresgewürm ihren Hunger stillen müssen, das letzte Scherlein hergeben, um die Schätze der Kirche zu vermehren.

Wahrlich, der Merus hätte nach echt christlichem Sinn eine segensreiche Tätigkeit, wenn er das arme italienische Volk geistig und leiblich zu fördern und zu heben trachtete, statt das Gegenteil zu leben.

Das Bild war uns zum Abschied von Genua so hell wie in Venedig. Die Osterwoche veranlaßte Projektionen und hierbei hatten wir Gelegenheit, Genuas Frauengestalten zu sehen. Wie Genuas Lage, am Golf des mitteländischen Meeres, zu den schönsten der Welt gehört, so dürfen wohl auch Genuas Frauen zu den anmutigsten Gestalten zählen. Bei der Abreise bewundern wir noch das impoante Denkmal von Christoph Kolumbus, das die Stadt seinem berühmten Sohne errichtete.

An die erste Reise führt uns die weitere Reise. Die Bahn führt dicht dem Meer entlang, dessen Wellenschlag am Ufer das Geräusch des Zuges übertrifft. An der anderen Seite steigt das Gebirge an, mit Palmen und Orangebäumen reich bewachsen; beinahe mit der Hand ist die süße Frucht zu langen. Den alten Spruch, daß man nicht ungestraft unter Palmen weilt, bestätigen hier die vielen durch innere vulkanische Eruptionen vorkommenden Erdbeben. Zerlöste Häuser, ja ganze Orte,

wie Busana, Vecchia sind an dieser Route zu sehen. Die Station Ventimiglia bildet die französische Grenzlinie; die Uhr zeigt von hier nach Pariser Zeit eine ganze Stunde weniger. Dadurch kommen wir gerade recht zum Diner im Hotel de Palmiere, eines der düsterröthlichen Gathhöfe Nizzas. Mit der Verhütung, daß im Oberium alles unbegriffen, betreten wir den eleganten Speisesaal, der von Herrschaften der oberen Jehntausend lebhaft frequentiert wird. Die Pracht dieses Hauses, wie die exquisite Verpflegung und Bedienung, und solcher Häuser gibt es noch mehrere in Nizza, nach diesen beliebten Kurorten, dessen Temperatur selten unter 10 Grad Wärme kommt, zum Neudayousplatz der goldenen Internationalen. Hier wird von den hochadeligen Herren, und diese Klasse reicht eigentlich heute die monarchischen Länder noch gerade so ausschließlich, wie in feudalen Zeiten, manches diplomatische Wimmern und Manne erfordert ein komfortabler Winteraufenthalt einer Familie mehr, als eine Arbeiterfamilie in 20 Jahren verbrauchen darf; ja eine gute Hotelzimmerei steht im selben Preis, wie der Taglohn einer Fabrikarbeiterin. Die Strandpromenade am Meer mit Bänken und Fächerpalmbäumen beständig, bildet mit Recht den Sammelplatz für Spaziergänger, Reiter und Reiterinnen, Rad- und Automobilfahrer. Letztere sind so zahlreich, daß der weiße Staffwagen, den die rasenden Dämonen emporzwickeln, Walmen, Bänke, Rungen und Augen bedecken und schädigen. (Fortsetzung folgt.)

Leben in Meerestiefen.

Wenn man bedenkt, wie frühe schon der Mensch mit dem Meere sich betraut gemacht hat, wie schon die Völker des Altertums im Meere nicht ein Verkehrsband, sondern eine völkerverbindende Handelsstraße sahen, so erscheint es ganz unverständlich, daß uns das Innere des Meeres so lange fremd bleiben konnte, daß noch vor 60 Jahren ein Forscher wie Edward Forbes die Ansicht vertrat, daß in einer Meerestiefe unter 300 Faden gebe es kein Organismenleben mehr, und nicht viel früher der Naturforscher Peron, nachdem er im Auftrag der französischen Republik zwei Weltumsegelungen begleitet hatte, behaupten konnte, alle Röhren der Ozeane sei mit Eis bedeckt. Es mußten allerdingst praktische Interessen, der lebhafteste Wunsch, die durch Meere getrennten Kulturvölker telegraphisch miteinander zu verbinden, hinzukommen, die Vorarbeiten und Bodenuntersuchungen für die geplanten Kabellegungen nötig werden, um es, nach Forschungen des Tiefseelens im kleineren Maßstabe, wie sie vor etwa 50 Jahren Pariser Michael Sars und sein Sohn, dann Loben und der Dichter und Zoologe Wabörson an der skandinavischen Küste vorgenommen hatten, zur Tiefseeforschung im großen kommen zu lassen. Vor allem dankt es da die Wissenschaft der Ausdauer, Fähigkeit, Opferwilligkeit und Geldkraft der Engländer und Amerikaner, daß trotz wiederholter Mißerfolge die Kabellegungsversuche nicht abgebrochen und immer neue Meeresuntersuchungen, die der Ozeanographie zu gute kamen, unternommen wurden. Bis zum Jahre 1857 währte die Tiefstotungen der Engländer und Amerikaner im nördlichen Atlantischen Ozean. Damals schloß sie mit dem englischen Schiffe „Challenger“ ab. Ein Jahr darauf wurde zwischen Irland und Neufundland das erste Kabel gelegt. Sehr bald hörte dieses aber zu funktionieren auf. Erst sieben Jahre später konnte das Riesenschiff „Great Eastern“ mit neuer Kabellegung betraut werden. Aber das erste Kabel ging verloren. Endlich im Juli des nächsten Jahres gelang die Verbindung der alten Welt mit Amerika durch ein doppeltes Kabel.

Mit größtem Interesse hatten die Zoologen alle diese Notungen und Meeresuntersuchungen verfolgt. Besonders der Schotte Sir C. Wyville Thomson, dem die moderne Tiefseeforschung so glänzende Leistungen dankt, war es, der unermüdetlich für die Sache der Tiefseeforschung tätig war, auf dem Kanonenboote „Lightning“ die Tiefsee in der Umgebung der Faröer und südwestlich von Schottland untersuchte, dann die Expedition des Wachtschiffes „Porcupine“, welche auf vier Fahrten an der Westküste von England und im Kanal, dann südlich von Queenstown in der Bai von Liscahan, dann zwischen den Gebirgen, Faröer und Schottlandsinseln und auf einer vierten Fahrt entlang der spanischen Westküste und afrikanischen Nordküste zahlreiche Drehfängen und Lotungen bis zu 4433 Meter Tiefe ausführte, und dann die englische Regierung, die den Antisiften M. V. Carpenter und andere Gelehrte so für die Bestimmung der modern in Tiefseeforschung einzunehmen mußte, daß es zur Ausübung der denkwürdigen „Challenger-Expedition“ kam. Eine Korvette von 2906 Tons und 1284 Pferdekraften, ein Stab von 23 Mann unter Kapitan Georg S. Nares fanden Wyville Thomson und seinen 6 gelehrten Mitarbeiter zu Gebote. 38 dicke Quartbände schildern und illustrieren, was diese groß angelegte Expedition ersorgte hat.

So rühmliche Arbeit der Engländer auf ozeanographischem Gebiete mußte den Wettbewerb anderer Nationen nachziehen. Die drei letzten Jahrzehnte des verfloffenen Jahrhunderts sehen denn auch in allen Richtungen Expeditionsschiffe mit der Erforschung der Tiefseeverhältnisse tätig. Die „Voringen“ der Skandinavier unter N. Wobn und G. D. Sars erforschten in den Jahren 1876—1878 die Tiefsee des nordatlantischen Ozeans und des hohen Nordens. Unter Bourtales und Alexander Agassiz loteten die Amerikaner in den Jahren 1875—1880 den Stillaball des westatlantischen Ozeans längs der Küsten bis zu Tiefen von über 8340 Metern. 1891 und 1899—1900 durchforschte Agassiz die Tiefen des Stillen Ozeans von der Westküste Zentralamerikas bis zu den Galapagos und in den Korallen-Archipeln des westlichen Pazifischen Ozeans. Zwischen Nordamerika und Japan lotete die „Zuskarora“ der Amerikaner westlich von Japan die große Tiefe von 8513 Metern. Die Deisterreicher, Italiener und der Fürst von Monaco erforschten die Tiefseefauna des Mittelmeeres, und das Stationschiff „Pola“ der errieten auf das eingehendste das

rote Meer. Vier französische Expeditionen waren im Gebiete des Atlantischen Ozeans bis zum Sargassomeer und den Kap Verdenischen Inseln tätig. Die dänische Zingoli-Expedition forschte im nordatlantischen Meere, die Siboga-Expedition der Holländer im Bereiche ihres hinterindischen Kolonialbesitzes.

Endlich beteiligten sich auch die Deutschen an dieser internationalen Tiefseeforschung, indem 1898 die „Valdivia“ unter der wissenschaftlichen Leitung von Professor Karl Chun zur Erforschung der Tiefsee abgefangen wurde. Diese im großen Stile ausgerüstete deutsche Tiefsee-Expedition hat, mit den modernsten Apparaten ausgerüstet, ganz außerordentliches geleistet und manche irdigen Anschauungen auf ozeanographischem Gebiete richtigstellen können.

Fragen wir, was denn als feststehendes Ergebnis all dieser Tiefsee-Expeditionen und Aufschluß über die so lange verhüllt gebliebenen Geheimnisse der Tiefsee zu verzeichnen ist, so ist es vor allem die Tatsache, daß das Meer von seiner Oberfläche bis hinab zum Grunde belebt ist, und zwar sind es tierische, nicht pflanzliche Organismen, die so weit ins Meer hinabreichen. Die Pflanzenwelt des Meeres reicht nicht unter 350 Meter Tiefe hinab. Es hängt dies mit den Lichtverhältnissen der Meeresschichten zusammen.

Hus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Der Schwäbische Schillerverein gibt folgendes bekannt: Die Bestellungen auf die zweite Auflage der Ausgabe von Schillers Gedichten und Dramen in einem Band zum Preis von einer Mark, deren Erscheinen bis Ende Juni in Aussicht gestellt werden kann, sind so zahlreich eingelaufen, daß die zur Verfügung stehende Anzahl (insgesamt 75 000 Exemplare) voll in Anspruch genommen wird. Da das Werk auf die bloße Ankündigung hin eine so willkommene Aufnahme gefunden hat, ist der Schiller-Verein in den Stand gesetzt worden, eine dritte, vorausichtlich letzte Auflage von 25 000 Exemplaren zu veranstalten, welche im Laufe des Herbstes rechtzeitig für Bestellungen zur Ausgabe gelangen wird. Bestellungen auf diese werden auch jetzt schon beim Schatzmeisteramt des Schwäbischen Schiller-Vereins, Stuttgart, Kanalestraße 26, entgegengenommen.

Adolf Bastian, der Direktor des Berliner Museums für Völkerkunde, der im Alter von beinahe 80 Jahren noch eine große Forschungsreise angetreten hatte, ist in Port of Spain (Trinidad) gestorben. In ihm verkörperte die Wissenschaft der Ethnologie einen unermüdetlich tätigen Forscher. Er wurde 1828 in Bremen geboren und wanderte sich dem ärztlichen Berufe zu. Im Jahre 1851 ging er als Chirurg nach Australien. Von dort führte ihn sein Forscherdrang fast durch alle Länder der Erde; Amerika durchschwebte er, befuhr die letzten Meere des Ozeans und zog mit einer Karawane durch die arabische Wüste. Nach achtfähriger Perleise kehrte er nach Bremen zurück und widmete sich dort der Bearbeitung des ungemessen reichen Materials. Aber schon 1861 trat er seine zweite, fünf Jahre dauernde Reise an, die Hinterindien zum Ziele hatte. 1864 und 65 folgten neue Reisen, dann ließ er sich in Berlin nieder, wo er 1868 mit der Verwaltung der ethnographischen Abteilung der königlichen Museen beauftragt wurde. Neue Forschungsreisen, die er für Zwecke des Museums unternahm, führten ihn nach Peru, den Antillen, Persien und Indien. Im Jahre 1886 wurde er zum Geheimrat und Direktor des neugegründeten Museums für Völkerkunde ernannt. Auch jetzt unternahm er immer wieder Reisen in ferne Länder, darauf bedacht, vom Kulturbesitz der Naturvölker so viel als möglich in letzter Stunde zu retten. Die Zahl der von Bastian veröffentlichten Schriften ist außerordentlich groß.

Das Breslauer Aergernis. Der Vorstand der kathol. Mattheusgemeinde in Breslau hatte gegen die Aufstellung des neuen Festspieltraumens in der Nähe der Kirche protestiert, weil die nackte Brunnensfigur „unberechenbare Aergernisse und Gefahren, besonders für die Schuljugend“, hervorbringen würde. Darauf hat jetzt der Breslauer Magistrat erwidert: „Die Brunnensfigur sei ein ernstes Kunstwerk, das auf unbefangene Beschauer die Schönheit ohne jeden Zug ins Gefährliche wirken lasse. Daß die Figur gleichwohl bei einzelnen gemeinen Naturen gemeine Gedanken auslöse, sei selbstverständlich, aber gleichgültig.“ Gut gesprochen, Magistrat!

In 13 000 Meter Höhe. Man berichtet der „Presse, Bg.“ aus Zürich: Allgemeines Interesse erregt das Schicksal eines Regattier-Ballons, der am 6. Oktober v. J. — dem Tage des international vereinbarten Aufstiegs — morgens halb 8 Uhr in Zürich vom meteorologischen Institut hochgelassen und genau fünf Monate nachher, am 5. März 1900, weit oben im Domleschgale (bei Thuis, Graubünden) unter Schnee und Eis wieder glücklich guttage befördert wurde. Wie gut es vor allem dem beigegebenen Instrumente und seinen Aufzeichnungen hierbei ergangen war, erhellt daraus, daß erriertes sich noch tadellos erhalten zeigte; selbst die seine Regattier-Uhr fing sofort wieder zu ticken an, als das Ballonfähnchen mit dem Registrierapparat in die warme Stube des Ortsvorstehers gebracht wurde. Bald ließ sich auch, nach Gebung des guten Beschlusses, konstatieren, daß die benutzte Aluminiumölle mit den zarten Aufzeichnungen der Registrierfeder, also das wertvollste Resultat in Sturbenzart, nach 5 Monaten noch vortrefflich lesbar erschien: In nahezu 13 000 Meter Höhe hatte der Ballon damals mit seinem Apparat den Glanzlicht überflogen und war schon nach 76 Minuten weiter südwärts im stillen Domleschgale zur Landung gelangt. Der Verlust der Aufzeichnungen wäre gerade in diesem Falle sehr bedauerlich gewesen, da der Aufstieg bei Weststurm in außergewöhnlich interessanter Wetterlage stattfand, die über den Zentralalpen noch niemals ersorgt worden war.